

Coming-Out: Eine vergessene Geschichte des 20. Jahrhunderts

Christoffer Leber

Einleitung

Es war das Gesprächsthema des Sommers 2024: Noch während Deutschland im EM-Fieber steckte, machte Rennfahrer-Legende Ralf Schumacher seine Liebe zu einem Mann publik. Auf Instagram veröffentlichte er am 14. Juli 2024 ein Bild mit seinem Partner Etienne, unter dem die Worte standen: »Das Schönste im Leben ist, wenn man den richtigen Partner an seiner Seite hat, mit dem man alles teilen kann.«¹ Sein Coming-out schaffte es nicht nur auf die Titelseiten sämtlicher Boulevardzeitungen; es löste auch eine Debatte über sexuelle Vielfalt und Homophobie im Motorsport aus. Doch Schumachers Coming-out war keineswegs das erste, das in Deutschland Schlagzeilen machte: Unter dem Hashtag #ActOut wagten im Februar 2021 185 Schauspieler*innen aus Deutschland ihr Coming-out als lesbisch, schwul, bisexuell, trans* und nicht-binär. Ein Schritt, der sogar in Hollywood Beachtung fand (vgl. Roxborough 2021). In einem Manifest forderten die Unterzeichner*innen von #ActOut mehr Diversität in Film, Fernsehen und Theater und wehrten sich gegen das Vorurteil, dass queere Schauspieler*innen² unfähig seien, heterosexuelle Rollen glaubhaft zu spielen. Aus Angst, ihrem Image und ihrer Karriere zu schaden, hatten sie bislang ihre Sexualität und Geschlechtsidentität geheim gehalten. Doch die Sehgewohnheiten des Publikums hätten sich längst geändert, hieß es im Manifest: Es gebe weitaus mehr Geschichten und Perspektiven als die des »heterosexuellen weißen Mittelstands«, die vom Publikum gefeiert werden. Diversität sei in Deutschland »längst gesellschaftlich gelebte Realität«.³

1 <https://www.spiegel.de/sport/ralf-schumacher-coming-out-des-ex-formel-1-stars-erstes-bild-mit-partner-a-bc4f930c-7595-46c1-9ac3-7f2323c1f36a> (letzter Zugriff: 08.10.2024).

2 »Queer« verwende ich als Sammelbegriff für das gesamte Spektrum sexueller und geschlechtlicher Identitäten (LGBTQIA+). Davon abzugrenzen ist »queer« als Analysebegriff, der in einem theoretischen Zusammenhang mit den Gender Studies und der Queer Theory steht.

3 Zum Manifest von #ActOut, vgl. <https://act-out.org/> (letzter Zugriff: 30.01.2024). Auch in der Kirche regte sich in den letzten Jahren Protest. Mit der Kampagne #OutInChurch fordern

Die Bildsprache von #ActOut erinnerte an das ikonische *Stern*-Cover von 1971 mit der Schlagzeile »Wir haben abgetrieben«. In der von Alice Schwarzer geführten Kampagne brachen 374 Frauen – unter ihnen Romy Schneider und Senta Berger – ihr Schweigen über eine Abtreibung. Sie forderten die Abschaffung des Paragraphen 218 StGB – jenes Paragraphen, der Schwangerschaftsabbruch in Deutschland unter Strafe stellte (*Stern*, 06.06.1971). Sieben Jahre später, im Oktober 1978, folgte der *Stern* mit einem weiteren medienwirksamen Cover, auf dem zwei Männer zu sehen waren, die sich tief in die Augen blickten. Unter der Schlagzeile »Wir sind schwul« bekannten sich 682 Männer erstmals öffentlich zu ihrer Homosexualität (*Stern*, 05.10.1978).

Die genannten Beispiele zeigen: Seit den 1970er-Jahren hat das Thema Coming-out nichts an seiner Aktualität verloren und ist aus der Debatte um sexuelle Vielfalt kaum mehr wegzudenken. Doch woher kommen der Begriff und die dahinterliegende Idee? Welche Rolle spielte sie für die Homosexuellenbewegung? Und wie veränderte sie sich im Laufe des 20. Jahrhunderts? Um diese Fragen zu beantworten, begeben sich auf eine historische Spurensuche, die im New York der 1920er-Jahre beginnt und bis in die jüngere Zeitgeschichte reicht.

Mein Beitrag gliedert sich in fünf Kapitel: Zunächst gehe ich auf theoretische Überlegungen und aktuelle Debatten zum Thema Coming-out ein. Im Anschluss zeichne ich den Ursprung des Coming-out-Begriffs in den USA der Prohibition-Ära nach. Danach werfe ich einen Blick auf das Gay Liberation Movement der 1970er-Jahre, wo das Coming-out zur politischen Forderung und Strategie avancierte. Im vierten Teil untersuche ich, wie das Coming-out als Begriff und Konzept in Deutschland rezipiert wurde und welche Rolle es in der Schwulenbewegung der 1970/80er-Jahre spielte. Der letzte Teil widmet sich der »Politik des Outings« während der AIDS-Krise: Damals outeten AIDS-Aktivist*innen konservative Politiker und Prominente gegen ihren Willen, um deren Doppelmoral anzuprangern und den Druck auf die Politik zu erhöhen.⁴

Coming-out – Ein westliches Konzept? Theoretische Überlegungen

Das Coming-out ist längst zum festen Bestandteil queerer Biografien geworden. Es steht für einen Selbstfindungsprozess, den queere Menschen durchleben: das An-

queere Menschen, die sich in der katholischen und evangelischen Kirche engagieren und für kirchliche Träger arbeiten, eine »Kirche ohne Angst«. Konkret fordern sie eine Reform des kirchlichen Lehramts und Arbeitsrechts, das gleichgeschlechtlich begehrende und gender-nonkonforme Menschen systematisch diskriminiert.

4 Eine ausführliche Geschichte des Coming-out als Konzept und Praxis im 20. Jahrhundert erscheint demnächst: Christoffer Leber (2027). *Die Erfindung des Coming-out. Eine Spurensuche*. Berlin: Querverlag.

nehmen und (öffentliche) Bekennen ihrer sexuellen und geschlechtlichen Identität – als lesbisch, schwul, bisexuell, nicht-binär, trans*, inter* etc. In der Forschungs- und Ratgeberliteratur wird meist zwischen einem inneren und äußeren Coming-out unterschieden. Eine queere Person setzt sich zunächst innerlich mit ihrer Sexualität bzw. Geschlechtsidentität auseinander, bevor sie sich Familie und Freunden anvertraut (Schomers 2018; Brodersen/Oldemaier 2017).

Die Geschlechterforschung hat in den letzten Jahrzehnten zu einer Erweiterung und kritischen Revision des Coming-out-Konzepts beigetragen. In Abgrenzung zu essentialistischen Definitionen gehen die Gender Studies davon aus, dass Geschlecht ein *sozial konstruiertes, performatives* Phänomen ist. Binäre Kategorien von männlich und weiblich sind ihnen zufolge nicht »naturgegeben«, sondern werden durch kulturelle Zuschreibungen, Rollenbilder und performative Akte stabilisiert und sind von Machtstrukturen durchzogen. Betrachtet man sexuelle und geschlechtliche Identitäten als das Resultat performativer und kultureller Prozesse, so sind auch die Übergänge zwischen Hetero- und Homosexualität sowie zwischen Cis- und Transgeschlechtlichkeit fließend (Butler 1993; Gammerl 2023, S. 20).

Ausgehend von diesen theoretischen Annahmen erscheint auch das Coming-out-Konzept in einem neuen Licht (Bobker 2015, S. 34–37; Butler 1993; Sedgwick 1990). Nach Judith Butler basiert das Konzept des Coming-out auf der Illusion einer festen, klar umgrenzten, wahrhaftigen Identität als lesbisch, schwul, bi, etc. Die Closet-Metapher erzeugt dabei das Versprechen, eine Identität zu enthüllen, die in Wirklichkeit eine Leerstelle bleibt: »so we are out of the closet, but into what?«, fragt Butler (1993, S. 309). Das wahre subversive Potenzial sieht Butler in der Ausdrucksform des »Drag«, da sie nicht nur Gendernormen infrage stellt, sondern zugleich auf den Akt der Imitation dessen verweist, was wir als »männlich«, »weiblich« und »heterosexuell« begreifen. Die Imitation eines vermeintlichen Originals, das so nicht existiert. Oder um es mit RuPauls Worten zu halten: »We're all born naked, and the rest is drag.« (Gianoulis 2005, S. 248).

Zweitens setzt die Closet-Metapher eine Binarität von Hetero- und Homosexualität voraus, in die sich bisexuelle, trans* und nicht-binäre Menschen nur schwer einordnen lassen. Outet sich eine Person als trans*, so bezieht sich dieses Coming-out vor allem auf die Geschlechtsidentität. Die Frage nach der sexuellen Orientierung ist eine völlig andere und lässt sich nur schwer mit binären Kategorien von homo- und heterosexuell fassen. Zudem ist jede Transition, also die äußere und soziale Angleichung an die Geschlechtsidentität, insofern mit einem »Zwangssouting« verbunden, als dass sie mit sichtbaren Veränderungen der Kleidung und des Körpers einhergeht. Im Vergleich zur Homosexualität ist ein Leben im »closet« für Transmenschen kaum möglich.

Drittens betonen Kritiker, dass das Coming-out in seiner heutigen Verwendung von einer weißen, westlichen und Cis-männlichen Perspektive geprägt wurde. Ihnen zufolge lässt sich das Konzept auf Menschen, die von Mehrfachdiskriminierung

betroffen sind, nur schwer übertragen. In vielen Ländern des Globalen Südens müssen queere Menschen darum fürchten, von ihrer Familie verstoßen, verfolgt, verhaftet oder gar getötet zu werden, wenn sie sich outen. In 65 Ländern weltweit werden Homosexuelle strafrechtlich verfolgt, in 12 droht ihnen sogar die Todesstrafe.⁵

Als Gegenentwurf zum Coming-out entwickelten der Schriftsteller und Aktivist Darnell L. Moore und die Psychologin Sekneh Hammoud-Beckett das Konzept des »Inviting-in«.⁶ Im Unterschied zum Coming-out geht es beim Inviting-in darum, dass queere Menschen selbst bestimmen, mit wem sie ihre Welt teilen und wen sie in ihre Welt einladen. Sie behalten dadurch die Kontrolle über ihr Coming-out. Es herrscht weder Druck noch Rechtfertigungszwang darüber, ob man sich outet oder nicht. Seit dem Gay Liberation Movement in den USA ist mit dem Coming-out die Erwartungshaltung verbunden, seine Sexualität öffentlich zu machen. Die Lesben- und Schwulenbewegung rief queere Menschen dazu auf, sich zu outen, um ein politisches Signal zu senden: Man wollte sich nicht mehr verstecken. »Out of the Closets, Into the Streets« avancierte zum Mantra der Gay Liberation. In Ländern, in denen queere Menschen aufgrund ihrer Homosexualität diskriminiert, verstoßen, verfolgt oder gar getötet werden, scheitert dieses Ideal jedoch an den realen politischen Verhältnissen. Das Konzept des Inviting-in fragt danach, ob es für queere Menschen andere Varianten des Sich-Zeigens gibt, ohne das eigene Wohl zu gefährden.

Beide Konzepte sind innerhalb der LGBTQ Community nicht unumstritten: Die einen sehen in Inviting-in einen Rückschritt gegenüber einem Coming-out-Begriff, der auf Sichtbarkeit, Emanzipation und Stolz setzt. Andere halten dagegen, dass ein normativ gedachter Coming-out-Begriff weiße, Cis-männliche Privilegien voraussetzt, die viele Menschen (besonders von Mehrfachdiskriminierung Betroffene) nicht besitzen. Doch ergibt es tatsächlich Sinn, Coming-out und Inviting-in als konträre Modelle gegeneinander auszuspielen? Lassen sich nicht die meisten Coming-out-Verläufe zunächst als ein vorsichtiges Inviting-in verstehen? Und: Wollen wir das Coming-out selbst zum Problem erklären oder die politische Situation, die es queeren Menschen verbietet, sich zu outen? Natürlich werden queere Menschen in Deutschland und Westeuropa weder politisch noch religiös verfolgt, und dennoch ist ein Coming-out für viele Queers auch in Deutschland alles andere als einfach, selbstverständlich oder sicher. Angesichts von Populismus und Rechtsruck beobachten wir aktuell einen konservativen Backlash, in dem Begriffe wie »queer«, »woke« oder »trans*« zu Reizworten eines regelrechten Kulturkampfes geworden sind.

5 Die Zahlen stammen vom Lesben- und Schwulenverband Deutschland (LSVD)/Verband für Queere Vielfalt, vgl. <https://www.lsvd.de/de/ct/1245-LGBT-Rechte-weltweit> (letzter Zugriff: 09.10.2024).

6 Im August 2024 fand am Literarischen Colloquium Berlin (LCB) eine Veranstaltung statt, auf der über das Inviting-in als Gegenkonzept zum Coming-out diskutiert wurde. Vgl. dazu: https://www.queer.de/detail.php?article_id=50458 (letzter Zugriff: 09.10.2024).

Das Coming-out ist weitaus mehr als ein theoretisches Konzept; es ist eine Praxis. Die Soziologen John Gagnon und William S. Simon entwickelten in ihrem Buch *Sexual Conduct: The Social Sources of Human Sexuality* (1973) die Theorie sexueller Skripte. In Abgrenzung zur Triebtheorie Freuds gehen Gagnon und Simon davon aus, dass unser Sexualverhalten kulturell geprägt ist und im Prozess der Sozialisation erlernt wird, u.a. durch Interaktion mit Peers, Beobachtung und Nachahmung. Wir erlernen sexuelle Skripte, die wie eine imaginäre Handlungsanleitung unser Sexualverhalten lenken (vom Dating, über den ersten Kuss, bis zum Sex). Ähnlich verhält es sich mit dem Coming-out: Obwohl hinter jedem Coming-out individuelle Schicksale stecken, ist seine Praxis – also wie wir uns outen – geprägt von einem internalisierten Skript, das wiederum von kulturellen Narrativen, Geschichten, Filmen, Serien und sozialen Medien geformt wurde. Als Konzept und Praxis blickt das Coming-out auf seine eigene Geschichte zurück: Was als codierter Initiationsritus einer Subkultur begann, wandelte sich im 20. Jahrhundert zum politischen Akt der Gay Liberation. Ein privater Bekenntnisakt wurde politisch. Wie sich das Coming-out seinen Weg ins 20. Jahrhundert bahnte und zum zentralen Konzept der LGBTQ Community wurde, sehen wir im Folgenden.

»Pansy Craze«: Zum Ursprung des Coming-out

Die Suche nach den Ursprüngen des Coming-out führte mich ins New York, Chicago und Baltimore der Zwischenkriegszeit. Zu dieser Zeit herrschte in den USA die Prohibition, jene Phase des nationalen Alkoholverbots, mit dem die amerikanische Regierung Kriminalität, Korruption, Prostitution und Glücksspiel einzudämmen versuchte. Präsident Woodrow Wilson reagierte mit dem National Prohibition Act (18. Verfassungszusatz) auf den zunehmenden Druck der Abstinenzbewegung, der Prohibition Party und evangelikaler Gruppen, die den Verkauf und Konsum von Alkohol landesweit verbieten wollten. Doch das »noble Experiment« der Prohibition – wie es Präsident Herbert Hoover später nannte – stellte sich schon bald als gescheitert heraus (Mauch 2008, S. 80; Andersen 2013). In den Großstädten florierten die *Speakeasies*, Kneipen, in denen unter der Hand Alkohol verkauft wurde. Zwischen 1922 und 1927 stieg die Anzahl der sogenannten »Flüsterkneipen« allein in New York von 5.000 auf geschätzt 30.000 an – andere Schätzungen gehen von einer weit größeren Dunkelziffer aus (Mauch 2016, S. 80ff).

Während der Prohibition trat der Begriff »coming out« erstmals im Kontext einer queeren Subkultur auf. »Coming out« geht auf die Tradition des Debütantinnenballs zurück, auf dem heiratsfähige Töchter des Adels und der High Society in die feine Gesellschaft eingeführt wurden. Das aus der höfischen Kultur der Vormoderne stammende Zeremoniell fand in Form eines Balls statt und diente nichts Geringerem als einer strategischen Heiratspolitik. Ein Relikt dieser vormodernen Tra-

dition ist der heute weltbekannte Wiener Opernball. Die Familien der Upper Class in England und den USA scheuten weder Kosten noch Mühen, um ihre Töchter erfolgreich zu verheiraten. In einer deutschen Tageszeitung aus dem Jahr 1938 heißt es: »In England gibt es einen Kult um die Debütantin, zu dessen fanatischer Ausübung die ganze Familie sich in den Dienst des jungen Mädchens stellt. [...] Der Franzose gibt seiner Tochter eine Aussteuer, der Engländer zahlt für ihr ›coming out‹, ihren Eintritt in die Welt.« (Tremonia 22.06.1938)

In den USA der 1920er-Jahre fand die Tradition des Debütantinnenballs Eingang in eine queere Subkultur, die zum integralen Bestandteil des urbanen Nachtlebens wurde. In New York, Chicago, Baltimore, Los Angeles und anderen Großstädten wurden ›Pansy Balls‹ veranstaltet, Bälle, auf denen Männer und Frauen in Drag auftraten, mit den Geschlechterrollen spielten und ihr Debüt als ›Pansy‹ (dt. Stiefmütterchen) feierten. New York und andere Großstädte wurden zwischen 1920 und 1933 von einem regelrechten »Pansy craze« erfasst, wie der Historiker George Chauncey behauptet (Chauncey 1994, S. 304–321). Die Pansy Balls lockten hunderte Nachtschwärmer an, füllten die Headlines der Tageszeitungen und wanderten von den Rändern New Yorks – Greenwich Village, Bowery und Harlem – ins kulturelle Zentrum der Stadt: den Times Square (vgl. Chauncey 1994, S. 301–304).

Durchforstet man die damaligen Presseberichte über die Pansy bzw. Sissi Balls, so stolpert man immer wieder über das Verb »coming out«. Der *Baltimore Afro-American* titelte am 21. März 1931: »The coming out of new debutantes into homosexual society was an outstanding feature of Baltimore's eighth annual frolic of the pansies when the Art Club was host to the neuter gender at the Elks' Hall, Friday night.« (The *Baltimore Afro-American*, 21.03.1931). Coming out meinte zu dieser Zeit weniger das öffentliche Bekenntnis zur Homosexualität als vielmehr das Eintreten einer Debütantin* in eine »gay world« oder »homosexual society«. Die Rede war nicht von »coming out of the closet«, sondern von »coming out into homosexual society«. George Chauncey bemerkte dazu in seinem Buch *Gay New York*: »Gay people in the pre-war years [...] did not speak of *coming out of* what we call ›the gay closet‹ but rather of *coming out into* what they called ›homosexual society‹ or the ›gay world‹, a world neither so small, nor so isolated, nor, often, so hidden as ›closet‹ implies.« (Chauncey 1994, S. 320). Mit diesen Worten schob Chauncey gegen den Mythos an, dass in der Zwischenkriegszeit Homosexualität und Gendernonkonformität im Verborgenen und fernab des großstädtischen Mainstreams ausgelebt wurden.

Das Coming-out der ›Pansies‹ oder ›Sissis‹ war ein codierter Initiationsritus: Mit dem Coming-out demonstrierte und feierte der bzw. die Betroffene den Eintritt in eine Gesellschaft von Gleichgesinnten. In diesem Sinne war das Coming-out positiv konnotiert und stand für die Gemeinschaft und Solidarität einer queeren Subkultur. Erst später ging das Coming-out eine Verbindung mit der Closet-Metapher ein, mit der Assoziationen von Enge, Isolation und Dunkelheit verbunden waren.

Formulierungen wie »neuter gender« oder »twilight sex« deuten an, dass die *Pansies* in der damaligen Presse als eine Art »drittes Geschlecht« eingestuft wurden. Wie sich die Pansy Performer tatsächlich identifizierten, ob sich einige von ihnen als nicht-binär oder trans* identifizierten, geht aus den Quellen nicht hervor (zumal Kategorien wie »nicht-binär«, »divers« und »trans« erst Jahrzehnte später eingeführt wurden). Vielmehr zeugen die Zeitungsberichte von einem heteronormativen, exotisierenden und zugleich pathologischen Blick auf die *Pansies*, denn mit Formulierungen wie »neuter gender« oder »twilight sex« wurde die Abweichung von der binären Geschlechtnorm betont.

Trotz oder gerade wegen ihres Changierens zwischen den Geschlechtern rückten die *Pansies* ins Zentrum der Unterhaltungsindustrie – sie eroberten um 1930 den Broadway (vgl. Chauncey 1994, S. 313). Der bekannteste Pansy Performer der Prohibition-Ära war Victor Eugene James Malinovsky, kurz: Jean Malin. 1908 in Brooklyn in eine polnisch-litauische Einwandererfamilie hineingeboren, eroberte Malin das Nachtleben New Yorks im Sturm. Malin trat zunächst unter dem Künstlernamen Imogene Wilson auf verschiedenen Kostümbällen New Yorks auf, wo er einen Preis nach dem anderen abräumte.⁷ Daneben arbeitete er als Chorsänger in verschiedenen Broadway Shows. Nachdem Malin seine Jobs auf dem Broadway aufgrund seines zu femininen Auftretens verloren hatte, versuchte er sich als »female impersonator«. Während der Prohibition trat Malin in verschiedenen Nachtclubs in Greenwich Village auf, die als *Speakeasies* bekannt waren. Der große Durchbruch erfolgte 1930, jenem Jahr, in dem ein Kolumnist Malins Auftritt sah und den Besitzer des legendären *Club Abbey* überzeugte, Malin in sein Programm aufzunehmen. Auf dem Höhepunkt seiner Karriere wirkte Malin als Pansy Performer in Broadway Produktionen wie *Sisters of the Chorus* (1930) und *The Crooner* (1932) mit (Chauncey 1994, S. 314–315; Peretti 2013, S. 119). Malins Markenzeichen war seine scharfe Zunge, die er v.a. gegenüber dem männlichen Publikum einsetzte: »He had a lisp, and an attitude, but he also had a sharp tongue«, bemerkte 1930 der Journalist Mark Hellinger in seiner Kolumne »People I've Met« (Hellinger 1930).

In New York, Chicago, Baltimore und anderen Städten war die Prohibition mit ihrem Ziel, die Kriminalität einzudämmen, gescheitert: Während gut etablierte Restaurants, Bars, Saloons und Clubs schließen mussten, wurde das Nachtleben zunehmend von Gangs, illegalem Handel und dem Schwarzmarkt beherrscht. Das Ende der Prohibition beförderte eine konservative Wende in Politik, Kunst und Unterhaltung. Als das landesweite Alkoholverbot 1933 aufgehoben wurde, mussten Bar- und Clubbesitzer gegenüber den Behörden nachweisen, dass sie »ordentliche« Etablissements führten – mit anderen Worten: dass sie keinen Alkohol an Prostituierte, Kriminelle, Betrüger und Homosexuelle verkauften. Diese Alkoholpolitik führte

7 Da es sich hier um die Privatperson Victor Eugene James Malinovsky handelt, verwende ich im Folgenden das männliche Personalpronomen.

zum schleichenden Verschwinden der queeren Subkultur aus dem Nachtleben. Bekannte Pansy Clubs mussten schließen und Pansy Performer wie Jean Malin verloren ihr Engagement auf dem Broadway (Chauncey 1994, S. 337f.).

Seit 1934 herrschte in Hollywood der Hays Code, ein Richtlinienkatalog, der die staatliche Zensur umgehen und das angekratzte Image Hollywoods während der Weltwirtschaftskrise aufpolieren sollte. Nach dem Code sollten obszöne, blasphemische und moralisch wie politisch anstößige Szenen in Filmen vermieden werden, u.a. auch solche Szenen, die gleichgeschlechtliches Begehren und das Spiel mit den Geschlechtern zeigten. In den Augen der Zensoren waren sie Ausdruck einer »sex degeneracy« oder »sex perversion« (Chauncey 1994, S. 352–354). Homosexuelles Begehren konnte nur durch subtile Anspielungen ausgedrückt werden – durch verstohlene Blicke, heimliche Berührungen und sprachliche Codes.

»Out of the Closets, Into the Streets«: Die Politisierung des Coming-out

Das Ende des Zweiten Weltkriegs bedeutete keineswegs, dass sich die Lage für queere Menschen in Europa und den USA verbesserte. Die McCarthy-Ära läutete eine neue Ära der Repression in den USA ein: McCarthy weitete seine Hetzjagd auf Kommunisten in den 1950ern zu einer Hetzjagd auf Homosexuelle aus. Sein Chefberater Roy Cohn glaubte, dass homosexuelle Politiker ein Sicherheitsrisiko für die amerikanische Regierung darstellten, weil sie angeblich erpressbar waren, sich gegen die Regierung verschworen und die Politik auf allen Ebenen mit Kommunismus infiltrierten. Die Folge war, dass homosexuelle Männer massenhaft aus dem Staatsdienst entfernt wurden – auch solche, bei denen man Homosexualität vermutete. Die antikommunistische Hysterie unter McCarthy entwickelte sich zu einem regelrechten »lavender scare« (Johnson 2004).

Ebenso herrschte in der Alten und Neuen Linken ein lagerübergreifender Konsens vor, dass Homosexualität eine Folge bürgerlich-kapitalistischer Dekadenz war (Gosse 2005, S. 172f.). Der Aktivist und Kommunist Harry Hay gründete 1950 in Los Angeles die *Mattachine Society*, die erste Organisation der homophilen Bewegung in den USA. Der Name lehnte sich an die französische *Société Mattachine* der Renaissance an: Gruppen lediger Männer, die auf Narrenfesten maskiert und in bunten Gewändern Schwerttänze aufführten und dabei ihren Protest gegen die Unterdrückung der Landbevölkerung zum Ausdruck brachten. Der Titel deutete an, dass sich Homosexuelle in den 1950ern hinter einer Maske verstecken mussten und die Mitglieder der *Mattachine Society* unter einem Pseudonym der Organisation beitraten (D'Emilio 1983). Wenige Jahre später riefen zwei lesbische Paare in San Francisco die *Daughters of Bilitis* ins Leben, die weltweit erste Organisation lesbischer Frauen. Benannt wurde sie nach der Kurzgeschichtensammlung »Les Chansons de Bilitis« von Pierre Louÿs (Gallo 2007; Faderman 1991). Die homophile Bewegung blieb nicht nur

innerhalb der Neuen Linken lange marginalisiert; auch unter der queeren Bevölkerung in den USA schloss sich nur ein kleiner Teil der Bewegung an und das meist anonym. Schätzungsweise 5.000 Mitglieder zählte die homophile Bewegung Ende der 1960er-Jahre (Gosse 2005, S. 172).

Analog zur Bürgerrechtsbewegung kultivierte die homophile Bewegung ein neues Selbstverständnis von Homosexuellen als soziale Minderheit (D'Emilio 1983). Um Teil dieser Minderheit zu sein, war der Akt des Coming-out essentiell, jedoch nicht in der Öffentlichkeit, sondern in codierter Form. Sowohl in der *Mattachine Society* als auch bei den *Daughters of Bilitis* war ein Coming-out nur im geschützten Raum, hinter verschlossener Tür möglich. Die homophile Bewegung griff auf Phrasen wie »family«, »a club member«, »a friend of Dorothy's« oder »a friend of Mrs. King« zurück, die nur Insider entschlüsseln konnten. Wie auch in der Prohibition-Ära, so bedeutete Coming-out in den 1950ern das Eintreten in eine Gesellschaft von Gleichgesinnten, nur war diese weitaus diskreter. Zu den genannten Sprachcodes gehörte auch »gay«, ein Slangbegriff, der erst zur Mitte des 20. Jahrhunderts für homosexuelle Männer verwendet wurde. Davor stand »gay« für sexuelle Zügellosigkeit, Offenheit und Promiskuität – eine »gay woman« war eine Prostituierte, ein »gay house« ein Bordell (Saguy 2020, S. 11f.). Obwohl die Homophilenbewegung im Vergleich zur Gay Liberation einen gemäßigten, reformorientierten Ansatz vertrat, legte sie den Grundstein für die Emanzipationsbewegungen der 1970er-Jahre. So organisierte der charismatische Schwulenaktivist Frank Kameny 1964 mit der lesbischen Aktivistin Barbara Gittings (*Daughters of Bilitis*) die erste öffentliche Demonstration für LGBTQ-Rechte vor der Independence Hall in Philadelphia (Saguy 2020, S. 13; Gosse 2005).

Im Gay Liberation und später Gay Rights Movement⁸ erfuhr das Coming-out einen deutlichen Politisierungsschub: Es wurde zur politischen Forderung und Strategie einer Bewegung, die kämpferisch für die Emanzipation, Interessen und Rechte von Schwulen und Lesben eintrat. Die »Stonewall Riots« von 1969, die heute gerne zum Gründungsmythos der LGBTQ Community verklärt werden, hatten für die amerikanische Schwulen- und Lesbenbewegung der Siebziger eine wichtige symbolische Bedeutung. Wie kein anderes Ereignis symbolisierten die Proteste den »aktiven Ausbruch aus der zur öffentlichen Passivität verdamnten Closet-Dynamik« (Woltersdorff 2006, S. 43). Dass es vor allem Schwarze Transfrauen waren, die den Aufstand gegen die Polizeigewalt initiierten, wird in der Mythenbildung um Stonewall häufig vergessen (Armstrong/Crage 2006; Carter 2005; Stryker 2017). Ein Jahr nach *Stonewall*, im Sommer 1970, fand in New York der erste Christopher Street Gay Liberation March statt, später als Gay Pride bekannt.

8 Nach einem internen Richtungsstreit spaltete sich 1970 die Gay Activists Alliance (GAA) von der Gay Liberation Front (GLF) ab.

Aktivist*innen der Gay Liberation riefen Lesben und Schwule dazu auf, sich öffentlich zu ihrer Sexualität zu bekennen. »Out of the Closets, Into the Streets«, lautete die allseits beschworene Parole auf den ersten Christopher-Street-Demonstrationen. Das Coming-out wandelte sich von einem privaten zu einem politischen und öffentlichen Akt: »Coming out in public, especially through major institutions such as schools, the workplace, and communications media, is a way of asserting the public relevance of what others deem private«, schrieb der Soziologe Joshua Gamson (1998, S. 200). Mit dieser Strategie schufen die Aktivist*innen Vorbilder für weitere Coming-outs und motivierten Lesben und Schwule, sich ihrer Bewegung anzuschließen. Darüber hinaus sollten die öffentlichen Coming-outs homophobe Resentiments abbauen, denn viele realisierten, dass queere Menschen zu ihren engsten Freunden, Kollegen und Verwandten gehörten. Das Motto »Das Private ist politisch« galt auch in der Neuen Frauenbewegung, die in den 1970er-Jahren mit der lesbischen Szene zahlreiche Synergien einging (Gosse 2005, S. 153–170; Stein 2012, S. 79–114).

In ihrer Rhetorik, Mobilisierungsstrategie und ihren Protestformen orientierte sich die Gay Liberation an der amerikanischen Bürgerrechtsbewegung. In Anlehnung an den ethnischen Minderheitsbegriff der Bürgerrechtsbewegung bildeten Aktivist*innen der Gay Liberation eine kollektive Identität als soziale Minderheit aus, die struktureller Diskriminierung ausgesetzt ist und für ihre Rechte kämpft (Saguy 2020, S. 12; D'Emilio 1983; Eaklor 2011, S. 93). Anstelle von »Black is Beautiful« prägte Frank Kameny den Slogan »Gay is Good« (vgl. Long 2014). Gegenüber dem älteren Minderheitenbegriff (der für Unterlegenheit und Schutzbedürftigkeit stand) kultivierte die Gay Liberation einen Community-Begriff, der Solidarität, Stärke und Zusammenhalt verkörperte (Johansson/Percy 1994, S. 111).

Wie der oben genannte Slogan andeutet, ging das Coming-out um 1970 eine semantische Verbindung mit der Closet-Metapher ein. Seit der Aufklärung stand der aus der höfischen Kultur stammende begehbare Kleiderschrank für Privatheit, Intimität, Kontemplation und stille Gelehrsamkeit (Bobker 2015). Erst später wurde der Schrank (engl. »the closet«) mit negativen Assoziationen verbunden, verkörperte er doch einen düsteren, verstaubten Aufbewahrungsort. Die Redewendung »coming out of the closet« geht vermutlich auf das englische Sprichwort »skeleton in the closet« zurück – ein dunkles Geheimnis, das sich hinter einer Person verbirgt. Laut dem *Oxford English Dictionary* wurde die Closet-Metapher in Verbindung mit Homosexualität erstmals 1967 in Wainwright Churchills Studie *Homosexual Behavior among Males: A Cross-Cultural and Cross-Species Investigation* verwendet: »The ›closet queen‹ or so-called latent homosexual becomes a menace not only to himself but eventually to the entire community.« (Churchill 1967, S. 184). Der Schwulenaktivist Jim Kepner soll »in the closet« erstmals 1966 in einer Rede verwendet haben, doch ihm zufolge war damals nur wenigen Zuhörer*innen im Publikum die Bedeutung dieser Metapher bekannt (Saguy 2020, S. 15). Innerhalb der LGBTQ Community etablierte

sich die Closet-Metapher ab den 1970ern als Slangbegriff. So wurden nicht-geoutete schwule Männer scherzhaft als »closet case« oder als »closet queens« bezeichnet (Saguy 2020, S. 14–15). Auf dem ersten Gay Liberation March in New York im Juni 1970 rief Michael Brown, Mitgründer der Gay Liberation Front, der versammelten Menschenmenge zu: »We're probably the most harassed, persecuted minority group in history, but we'll never have the freedom and civil rights we deserve as human beings unless we stop hiding in closets and in the shelter of anonymity.« (New York Times, 29.06.1970). Im Zuge der AIDS-Krise haftete der Closet-Metapher eine zunehmend negative Wertung an, stand sie doch für Feigheit, Heuchelei und Doppelmoral. Mit »in the closet« waren vor allem konservative Politiker gemeint, die aus Imagegründen ihre Homosexualität verschwiegen, sich in der Öffentlichkeit homophob äußerten und sogar an homophoben Gesetzesinitiativen mitwirkten (Saguy 2020, S. 20).

In den frühen 1970ern gelang der Gay Liberation ein Erfolg nach dem nächsten, insbesondere durch ihre medienwirksamen »Zap«-Aktionen. »Zaps« waren spontane, unerwartete Protestaktionen, die einen Politiker oder eine Organisation vor der Presse bloßstellen sollten, vergleichbar mit einem Flashmob (Gosse 2005, S. 178). Frank Kameny prangerte 1973 auf der Versammlung der *American Psychiatric Association* (APA) mit einer Zap-Aktion die Psycho-Pathologisierung Homosexueller an; wenig später strich die APA Homosexualität als psychische Störungen aus ihrem Diagnosehandbuch. Im selben Jahr entschied das Berufungsgericht in New York, dass ein offen schwuler Mann in die New Yorker Anwaltskammer aufgenommen wurde; in vielen Großstädten wuchsen ganze Nachbarschaften zu Schwulen- und Lesbenvierteln heran und Homophobie wurde zunehmend »unfashionable«, besonders im linksliberalen Akademikermilieu (Saguy 2020, S. 16; Gosse 2005). Der anfangs militante Kurs der Gay Liberation mäßigte sich ab 1972 und richtete sich zunehmend auf »Gay Rights« und eine stärkere Repräsentation innerhalb der Demokratischen Partei. Schon 1971 hatten Aktivisten in einer Kampagne versucht, Frank Kameny als Kandidat für den Congress aufzustellen. Drei Jahre später, 1974, wurde die Demokratin Elaine Noble als erste offen lesbische Politikerin ins Repräsentantenhaus von Massachusetts gewählt (Gosse 2005, S. 181f.).

Für die Gay Liberation war das Coming-out mehr als eine politische Forderung. Es avancierte zur Emanzipationsformel auf Demonstrationen, Protesten und Kundgebungen. Der Schwulenrechtsaktivist und Bezirksbürgermeister von San Francisco, Harvey Milk, prägte in seiner Kampagne gegen die Briggs-Initiative den Slogan »Come Out! Come Out! Wherever You Are!«, mit dem er Schwule und Lesben in Kalifornien aufforderte, sich gegenüber ihren Eltern, Verwandten, Freunden und Kollegen zu outen (Saguy 2020, S. 17). Der Republikaner John Briggs zielte mit seiner Initiative auf das Verbot homosexueller Lehrer an öffentlichen Schulen in Kalifornien.

Die Politisierung des Coming-out im Kontext der Gay Liberation hatte für jene schwulen Männer, die den »lavender scare« der McCarthy-Ära miterlebt hatten,

einen durchaus ambivalenten Beigeschmack: Der amerikanische Schriftsteller und Literaturwissenschaftler Samuel R. Delany reflektierte in *Shorter Views* (1996) über sein eigenes Coming-out, dem er sich über autobiographische, historische und philosophische Exkurse annäherte. Die politische Forderung der Schwulenbewegung, sich öffentlich zu outen, so Delany, erwuchs einer Logik, die durch die repressive McCarthy-Ära geprägt wurde. Aktivist*innen der Gay Liberation wollten mit ihrem kollektiven, öffentlichen Coming-out zeigen, dass Schwule weder erpressbar noch Verschwörer oder Unterwanderer des politischen Systems waren. Delany und andere Männer seiner Generation fragten sich, ob ihr bisheriges Coming-out ausreichend gewesen war: »A good number of people, myself included – who were under the impression we had come out ages ago, now realized we were expected to come out yet again in this wholly new sense« (Delany 2000, S. 89). Delany deutet in diesem Zitat an, dass mit der Politisierung des Coming-out ein neuer Erwartungsdruck einherging: sein sexuelles Begehren öffentlich zu machen. Es entstand der Druck, so Delany, sich gegenüber der heteronormativen Mehrheitsgesellschaft erneut als schwul und damit als »anders« zu markieren (Delany 2000, S. 105).

Als politische Strategie hatte das öffentliche Coming-out drei Effekte: Zum einen demonstrierte es der heteronormativen Mehrheitsgesellschaft, wie viele Menschen über Jahrzehnte hinweg im »closet« gelebt hatten und dass die Zahl queerer Menschen weitaus größer war als vermutet. Zum anderen schuf es Vorbilder für all jene, die den Schritt zum Coming-out noch nicht gewagt hatten und noch zögerten, sich der Gay Liberation anzuschließen. Drittens half es der wachsenden LGBTQ Community dabei, eine eigene Gruppenidentität auszubilden, denn das Coming-out wurde zur verbindenden, generationsübergreifenden Erfahrung. Die Politisierung des Coming-out führte zu einer semantischen Verschiebung: »Coming out« meinte nicht mehr das Eintreten in eine queere Subkultur, sondern das Hinaustreten aus dem Versteck, aus der Selbstverleugnung.

Reise einer Metapher: Das Coming-Out in Deutschland

In den frühen 1970er-Jahren überquerte das Konzept des Coming-out den Atlantik und wurde von der schwul-lesbischen Bewegung in Deutschland rezipiert. Für den Aufbruch der Lesben- und Schwulenbewegung in Westdeutschland waren zwei Ereignisse zentral: Zum einen die Liberalisierung des §175 StGB am 1. September 1969, demnach einvernehmliche sexuelle Handlungen unter erwachsenen Männern (ab 18 Jahren) nicht mehr strafbar waren. Zum anderen die Premiere von Rosa von Praunheims Skandalfilm *Nicht der Homosexuelle ist pervers, sondern die Situation, in der er lebt* auf der Berlinale 1971, der zur Gründung zahlreicher schwuler Aktionsgruppen (wie die West-Berliner HAW) führte. Die Anfänge der Schwulenbewegung in Westdeutschland waren geprägt von politischen Auseinandersetzungen zwischen gemä-

ßigten Reformern, sogenannten »Integrationisten«, die der älteren Homophilenbewegung nahestanden, und den »Radikalen«, die aus der linken Studentenbewegung hervorgingen. Während Erstere auf sozialliberale Reformen und gesellschaftliche Integration homosexueller Interessen setzten, pochten Letztere auf sexuelle Emanzipation und Differenz, indem sie der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft den Kampf ansagten: »Brüder & Schwestern, warm oder nicht, Kapitalismus bekämpfen ist unsere Pflicht!«, lautete die Parole, die der Sexualforscher und Schwulenaktivist Martin Dannecker 1972 auf der ersten Schwulendemo in Münster skandierte (Gammerl 2023, S. 167; Henze 2019, S. 291).⁹ Innerhalb der schwul-lesbischen Bewegung wurde »homophil« zunehmend von »schwul« als neuem Emanzipationsbegriff verdrängt (Griffiths 2021, S. 59).

Doch zurück zum Praunheim-Film: Der Regisseur Rosa von Praunheim drehte 1971 im Auftrag des Westdeutschen Rundfunks ein dokumentarisches Filmdrama über das Schicksal schwuler Männer in der BRD, sein Titel lautete: *Nicht der Homosexuelle ist pervers, sondern die Situation, in der er lebt – oder: Das Glück auf der Toilette*. Der Film siedelte sich an der Schnittstelle von Dokumentation, fiktionalem Drama und Polemik an. Er handelt von Daniel, der nach seinem Abitur nach Berlin zieht und auf der Suche nach Liebe, Anerkennung und Zugehörigkeit immer tiefer in die schwule Subkultur eintaucht, sich in Partys, Alkohol und anonymen Sex verliert und letztlich daran verzweifelt. Am Ende findet Daniel Zuflucht in einer Wohngemeinschaft mit anderen schwulen Männern, die für sexuelle und gesellschaftliche Emanzipation eintreten. Der Film endet mit einem Appell an die schwule Community: »Raus aus den Toiletten, rein in die Strassen! Freiheit für die Schwulen!« (Wetzell 2021; Paul/Seier 2024).

Praunheims Film verstand sich als Kritik an der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft und mit ihr an den »bürgerlichen« Schwulen. Schwule trugen eine Mitschuld an ihrer Unfreiheit, so die Aussage des Films, weil sie das Leben der bürgerlichen »Spießer« nachahmten anstatt solidarisch für ihre sexuelle Befreiung zu kämpfen. »Schwule wollen nicht schwul sein, sie wollen nicht anders sein, sondern sie wollen so spießig und kitschig leben wie der Durchschnittsbürger«, heißt es zu Beginn des Films. Die Kritik an der schwulen Subkultur zielte auf den Aspekt der sozialen und psychologischen Spaltung: Die Subkultur schuf einen geschützten Raum, in dem Schwule anonym ihr Begehren auslebten, während sie nach außen hin ein Leben nach heteronormativen Maßstäben lebten. Diese Spaltung verhinderte, so die Botschaft, dass sich Schwule politisierten, intime zwischenmenschliche Beziehungen eingingen und sich sexuell emanzipierten (Wetzell 2021, S. 112f.).

Praunheim übernahm seinen Abschlussappell von der amerikanischen Parole »Out of the Closets, Into the Streets«, die er allerdings falsch übersetzte. Da zu dieser Zeit weder »coming out« noch »closet« im Deutschen geläufig waren, veränder-

9 Hervorhebung im Original.

te Praunheim die Bedeutung des Satzes und passte ihn an die schwule Praxis der »Klappe« an – öffentliche Toiletten, wo sich männerbegehrende Männer zu anonymem, unverbindlichem Sex trafen. Die Aktivist*innen der Gay Liberation forderten mit »Out of the Closets, Into the Streets« Schwule und Lesben dazu auf, sich öffentlich zu outen. Praunheim hingegen implizierte mit »Raus aus den Toiletten, rein in die Straßen« eine Kritik an der schwulen Subkultur, in der sich Schwule versteckten und einem apolitischen Hedonismus hingaben. Stattdessen sollten sie sich politisch organisieren und für ihre sexuelle Emanzipation kämpfen.

Praunheim drehte *Nicht der Homosexuelle ist pervers...* als Stummfilm und ließ ihn später mit Voice-Over-Kommentaren nachsynchronisieren – ein gezielter Verfremdungseffekt, der eine Distanz zwischen Zuschauer und Handlung aufbauen sollte. Die Kommentare stammten von dem Frankfurter Sexualwissenschaftler Martin Dannecker, der mit seinem Kollegen Reimut Reiche an einer empirisch-soziologischen Studie über die Lebenswelt homosexueller Männer in Westdeutschland arbeitete; die Studie erschien 1974 unter dem Titel *Der gewöhnliche Homosexuelle* (vgl. Dannecker/Reiche 1974a). Mit ihrer Studie richteten sich Dannecker und Reiche gegen ältere Theorien über männliche Homosexualität, die teils homophobe Vorannahmen vertraten, ohne diese empirisch zu prüfen. Auf Basis empirischer Daten und psychoanalytischer Theorien untersuchten Dannecker und Reiche die Bedeutung und Struktur der homosexuellen Subkultur, Freundschaften und Beziehungsformen schwuler Männer, ihr Sexual- und Konsumverhalten, ihren beruflichen Werdegang und ihren internalisierten Homosexuellenhass. Methodisch war Danneckers und Reiches Studie überaus innovativ. Mithilfe eines Netzwerks von Kontaktpersonen konnten sie ihre Fragebögen nach dem »Schneeball-Prinzip« in drei Homosexuellen-Clubs verteilen (insgesamt 1.617 Fragebögen, von denen 789 ausgewertet wurden). Ein zentraler Befund der Autoren lautete, dass der kollektive Homosexuellenhass der heteronormativen Mehrheitsgesellschaft in der schwulen Subkultur fortgeführt wurde, nämlich in Gestalt des neurotischen »Tunten-Hasses« (vgl. Dannecker/Reiche 1974b, S. 71).

In einem gesonderten Kapitel setzten sich Dannecker und Reiche mit dem Coming-out-Prozess schwuler Männer auseinander. Die Autoren gehörten 1974 vermutlich zu den ersten in Deutschland, die den Coming-out-Begriff in einer wissenschaftlichen Publikation verwendeten; eine Vermutung, die mir Martin Dannecker in einem Oral-History-Interview bestätigte.¹⁰ Im Gegensatz zur englischen Verwendung, die das Coming-out mit dem »Öffentlich-machen« der eigenen Homosexualität gleichsetzt (*going public*), definierten Dannecker und Reiche »Coming-out« als den gesamten Bewusstwerdungsprozess gleichgeschlechtlichen Begehrens – von dem ersten Gewährwerden homosexueller Gefühle, über deren

10 Interview mit Martin Dannecker, Berlin, 18.10.2024.

Zurückweisung und Leugnung, bis zur subjektiven Gewissheit, homosexuell zu sein (Dannecker/Reiche 1974b, S. 61).

Um 1980 verließ der Coming-out-Begriff allmählich die LGBTQ Community und sickerte in die Alltagssprache. Ein Spiegel-Artikel aus dem Jahr 1979 über Praunheims Film *Armee der Liebenden oder Aufstand der Perversen* berichtete folgendes über die Lage homosexueller Männer in den USA: »das ›coming out‹, das öffentliche Bekenntnis zum Schwulsein, ist immer noch eine Mutprobe« (Spiegel, 29.04.1979). Coming-out steht hier noch in Anführungszeichen und wird in einem Nebensatz erläutert, ein Indikator dafür, dass der Begriff im Mainstream noch nicht angekommen war. Innerhalb der LGBTQ Community gehörte ›Coming-out‹ um 1980 bereits zum festen Vokabular: Es entstanden erste Coming-out-Gruppen (Chöre und Sportgruppen), die queere Teenager auf dem Weg zu ihrer Selbstfindung begleiteten. Zudem kamen erste Coming-out-Ratgeber auf den Markt, etwa Martin Siems *Coming Out: Hilfen zur homosexuellen Emanzipation* (eine Anleitung für schwule Selbsterfahrungsgruppen) und *Schwul – na und?* von Thomas Grossmann, in dem Lesben und Schwule von ihrer Coming-out-Erfahrung berichteten (Siems 1980/Grossmann 1980). Auch in der lesbisch-feministischen Szene setzte sich der Coming-out-Begriff durch: In München wurde 1978 der Coming-out-Lesbenverlag und ein Jahr später das Coming-out-Lesbentheater gegründet, eines der vielen Laientheater innerhalb der LGBTQ Community (vgl. Schrödl 2022, S. 38–46; Dennert/Leidingner/Rauchut 2007, S. 235–238).

Für Transpersonen gestaltete sich das Coming-out schon immer als eine besondere Herausforderung, weil man trans* »nicht im Schrank« leben kann, wie die Autorin und Transaktivistin Nora Eckert in einem Interview betont.¹¹ Jedes Transsein geht mit einer Transition – der Anpassung an die Geschlechtsidentität – einher, die mit äußeren Veränderungen verbunden ist. Als Nora Eckert 1973 nach Westberlin zog und im *Chez Romy Haag*, dem bekanntesten Travestie-Cabaret der Stadt, auf andere Transfrauen traf, wusste sie, dass sie immer noch einer Antwort gesucht hatte, aber stets die falsche Frage gestellt hatte. Die richtige Frage lautete: »Bist du trans*?« Ein Erlebnis, das für Nora Eckert einer Erleuchtung gleichkam und mit dem Gefühl des »Bei-sich-selbst-Ankommens« verbunden war (Eckert 2021, S. 52). Im Nachtleben Westberlins erkannte sie, dass trans* lebbar ist.

Rechtlich blieb die Situation für Transmenschen mehr als prekär. Die meisten Transmenschen fanden in der Nacht ihr Betätigungsfeld – in Travestieclubs, Animierbars oder als Sexarbeiter*innen. Erst 1978 wurden Transmenschen vom Bundesverfassungsgericht rechtlich anerkannt. Eine Novellierung des Namensänderungsgesetzes ermöglichte es ihnen, den Namen amtlich zu ändern, wobei diese nur aus einer Liste von geschlechtsneutralen Namen auswählen durften. Notgedrungen wählte Nora Eckert für sich den Namen »Sandy« (Eckert 2021, S. 94). Erst

11 Telefon-Interview mit Nora Eckert, 19.12.2024.

mit dem Inkrafttreten des Transsexuellengesetzes (TSG)¹² 1981 war eine amtliche Änderung des Namens und Geschlechtseintrags möglich, doch mit erheblichen behördlichen Hürden: Um das Amtsgericht vom Transsein zu überzeugen, benötigte man zwei Gutachten, für die man in der Regel selbst aufkommen musste. Nora Eckert beschreibt die Gutachterpraxis in ihrer Autobiografie *Wie alle, nur anders* (2021) als eine regelrechte »Boulevard-Komödie«, da sie von einer völligen Unkenntnis von Transidentität zeugte und ihren pathologischen Blick auf Transmenschen offenbarte (Eckert 2021, S. 116–123). Doch dem nicht genug: Wer den rechtlichen Geschlechtswechsel anstrebte (die »große Lösung«), musste seine Fortpflanzungsunfähigkeit nachweisen und sich einer Angleichungsoperation unterziehen. Eine »gesetzlich verankerte Menschenrechtsverletzung«, wie Nora Eckert schreibt, die bis 2011 in Kraft blieb (Eckert 2021, S. 100).

Durch das Internet und die Sozialen Medien ist es für Transmenschen leichter geworden, sich zu informieren, zu vernetzen und zu ihrem Transsein zu finden. Dennoch ist das äußere Coming-out nach wie vor mit Hürden verbunden, so Eckert, denn man weiß nie, wie das Umfeld auf die Transition reagiert. Im Zuge von Rechtsruck und Populismus ist Transgender ins Zentrum eines regelrechten Kulturkampfes zwischen rechtskonservativen und linksprogressiven Kräften gerückt. Dass es Populisten dabei weniger um das Thema Geschlechtsidentität *an sich* geht, sondern um die Zurückdrängung erkämpfter Freiheiten, ist kaum zu übersehen.

Heiner Carows Film »Coming Out«

Der DDR-Regisseur Heiner Carow setzte sich 1989 erstmals filmisch mit dem Thema Coming-out auseinander. Am Tag des Berliner Mauerfalls, der 9. November 1989, feierte Carow die Premiere seines Films *Coming Out* in Ost-Berlin. Der Andrang im Kino International auf der Karl-Marx-Allee war so groß, dass der Film gleich zweimal vorgeführt wurde. Carow, der nicht nur Regisseur, sondern auch Vizepräsident der Künste der DDR war, stieß mit *Coming Out* eine leise Revolution an: Zum ersten Mal kam ein Film in der DDR in die Kinos, der sich dezidiert mit dem Thema Homosexualität auseinandersetzte. Jahrelang hatte Carow mit dem Generaldirektor der DEFA, Hans Dieter Mäde, um die Entstehung des Films gerungen.¹³ Letztlich gelang es Carow sein Herzensprojekt zu realisieren – aufgrund positiver Gutachten,

12 Gesetz über die Änderung der Vornamen und die Feststellung der Geschlechtszugehörigkeit in besonderen Fällen (kurz: TSG). Das TSG sah entweder eine »kleine Lösung« vor (die Änderung des Vornamens ohne Änderung des rechtlichen Geschlechts) oder eine »große Lösung« (die Änderung des Geschlechtseintrags in der Geburtsurkunde und sämtlichen Ausweisdokumenten).

13 <https://www.defa-stiftung.de/stiftung/aktuelles/film-des-monats/coming-out/> (letzter Zugriff: 20.03.2024).

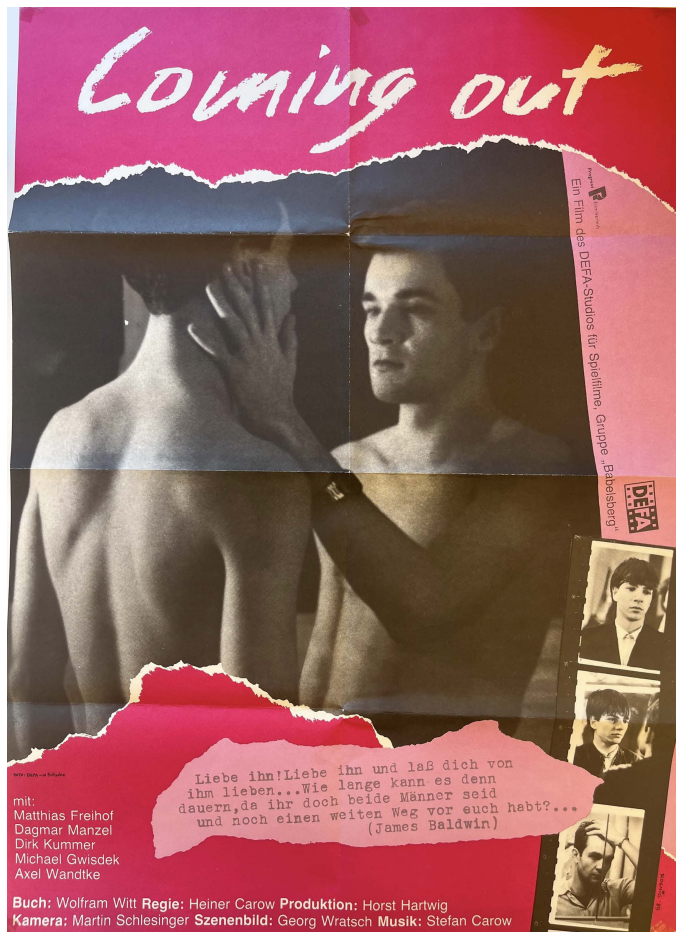
einem überzeugenden Drehbuch von Wolfram Witt und guter Kontakte zum Politbüro der SED. Sämtliche Versuche der Stasi, den Film zu zensieren, konnte Carow erfolgreich abwehren (vgl. Frackman 2022).

Coming Out erzählt die Geschichte des jungen Lehrers Philipp Klarmann, gespielt von Matthias Freihof, der mit seiner Kollegin Tanja (Dagmar Manzel) eine glückliche Beziehung führt, bis er sich eines Tages in Matthias verliebt. Es beginnt eine Affäre, die sein Leben auf den Kopf stellt. Nach einem langen inneren Kampf sieht Philipp keinen anderen Ausweg mehr, als sich seiner Homosexualität zu stellen und sich vor seiner Freundin, seiner Familie und seinen Kollegen zu outen. Doch nicht nur das: Carows Film ist durchzogen von subversiver Kritik an politischer Repression, Rassismus und Homophobie in der DDR. Drastisch führt der Film vor Augen, dass es auch in der DDR rechtsextreme Gewalt gab, obwohl dieses Problem von der Staatssicherheit konsequent geleugnet wurde. Zwar waren Homosexuelle formal-juristisch in der DDR bessergestellt als in der BRD, wo der aus dem Kaiserreich stammende »Schwulenparagraf« 175 in abgemilderter Form bis 1994 in Kraft blieb. Dennoch war und blieb Homosexualität in der DDR ein Tabuthema.¹⁴ Carows Film stand für ein neues Selbstbewusstsein der Homosexuellenbewegung der DDR und zugleich für die Hoffnung auf eine offenere Gesellschaft.

Niemand hätte an diesem Abend ahnen können, dass die Premiere von *Coming Out* mit dem Mauerfall zusammenfallen würde: Nachdem Günter Schabowski seine legendäre Falschmeldung zum neuen Ausreisegesetz der DDR abgegeben hatte, öffnete sich um ca. 21:20 Uhr der erste Grenzübergang nach West-Berlin. Nach der Filmvorführung fiel dem Publikum bereits die kilometerlange Trabi-Schlange auf, die sich ungeduldig und hupend in Richtung Bornholmer und Invalidenstraße schob. Der Journalist Jens Bisky, der bei der Filmpremiere im Publikum saß, zitierte in seiner Autobiographie eine Freundin, die scherzhaft gesagt haben soll: »Nun hat die DDR ihr Coming-out« (Bisky 2004, S. 204). Dieser Satz brachte die raumzeitliche Koinzidenz dieses Abends wunderbar auf den Punkt, denn der Mauerfall bedeutete nicht nur eine politische, sondern auch eine biographische Wende für queere Menschen in der DDR.

14 Mit dem Inkrafttreten einer neuen Strafgesetzgebung in der DDR 1968 verschwand der Paragraf 175 aus dem Strafgesetzbuch, wurde allerdings durch den Folgeparagrafen 151 ersetzt, der ein höheres Schutzzalter für sexuelle Kontakte unter Männern vorsah.

Abbildung 1: Plakat zu Heiner Carows Film »Coming Out« (1989). © Archiv Schwules Museum Berlin.



Obwohl *Coming Out* auf der Berlinale 1990 mit dem Silbernen Bären ausgezeichnet wurde und vergleichsweise lang in den Kinos lief, wurde der Film von den welt-politischen Ereignissen überschattet. Dennoch markierte er in Deutschland den Beginn eines neuen Filmgenres, das sich mit dem Thema Coming-out auf dramatische wie humorvolle Weise auseinandersetzt.

Filme, Serien und andere Medien schufen und reproduzierten Narrative, die bis heute unsere Vorstellung vom Coming-out prägen. Diese Narrative wiederum trugen zur Schaffung eines imaginären Skripts bei, das queeren Menschen hilft, sich in ihrem Selbstfindungsprozess zu verorten (Saguy 2020, S. 25–28).

AIDS-Krise und die Politik des Outings

Die Entdeckung der ersten AIDS-Fälle 1981 markierte eine deutliche Zäsur für die LGBTQ Community. Hatte die Lesben- und Schwulenbewegung in den 1970er-Jahren große Erfolge für ihre Community errungen, so erlebten schwule und bisexuelle Männer in den 1980ern eine deutliche Restigmatisierung (Gammerl 2023, S. 198–203). Als Reaktion auf die homophobe Politik der Reagan-Ära formierte sich 1987 in New York ACT UP (*AIDS Coalition to Unleash Power*). Mithilfe radikaler Protestaktionen kämpfte ACT UP für die Entstigmatisierung von AIDS-Erkrankten, für staatliche Präventionsmaßnahmen und die Entwicklung neuer Medikamente. In Anlehnung an die Verfolgung von Homosexuellen im Nationalsozialismus verwendete ACT UP den Rosa Winkel als Symbol, der mit dem Slogan »Silence = Death« versehen wurde. Die Aktivist*innen organisierten im März 1987 einen »Die-in« auf der Wall Street, bei denen sie sich kollektiv auf den Boden warfen und tot stellten. Mit dieser Aktion forderten sie u.a. einen freien Zugang zu Medikamenten (wie AZT) und prangerten die Diskriminierung von AIDS-Patienten im Gesundheitssystem an. Unter dem Motto »Stop the Church« organisierten ACT UP im Dezember 1989 einen weiteren »Die-in« in der New Yorker St. Patrick's-Kathedrale, mit dem sie gegen die homophoben, AIDS-feindlichen und abtreibungskritischen Äußerungen des damaligen Erzbischofs John O'Connor protestierten. ACT UP-Gruppen aus Frankreich und Deutschland folgten 1991 dem New Yorker Beispiel, indem sie medienwirksame Kirchenproteste in Paris, Köln und Fulda organisierten (vgl. Januschke/Klöppel 2021).

Drei Jahre nach der Gründung von ACT UP, im März 1990, spaltete sich Queer Nation als Untergruppe ab. Die Protestaktionen von Queer Nation blieben nicht allein auf das Thema HIV/AIDS beschränkt, sondern erstreckten sich auf die Diskriminierung, Stigmatisierung und Gewalt gegen queere Menschen allgemein. Wie die Bürgerrechtsbewegung, so nutzte auch Queer Nation die Strategie der Wiederaneignung (*reclaiming*), indem sie den negativ besetzten Slangbegriff »queer« in eine Sprache und Praxis der Selbstermächtigung überführte (Saguy 2020, S. 18).

Sowohl ACT UP als auch Queer Nation verfolgten die Taktik des Outings (die unfreiwillige Bekanntgabe der Homosexualität prominenter Personen), um Druck auf Politik, Medien und Öffentlichkeit auszuüben. 1989 outete die ACT-UP-Gruppe in Portland (Oregon) den konservativen Senator Mark Hatfield, nachdem er homophobe Gesetzesinitiativen unterstützt hatte. Der San Franciscoer Autor Armistead Maupin, bekannt für seine queeren »Tales of the City«, sorgte mit dem postumen Outing von Rock Hudson für besonders großes Aufsehen. Hudson, der eng mit Nancy und Ronald Reagan befreundet war, starb 1985 an den Folgen von AIDS.

In den USA entbrannte Anfang der 1990er-Jahre eine öffentliche Debatte darüber, ob es ethisch vertretbar sei, Politiker und Prominente gegen ihren Willen zu outen (Gross 1993). In genau dieser Zeit wurde der Begriff »Outing« in den Print-

medien populär, meist mit negativer Konnotation. In dem Artikel »Ethics: Forcing Gays Out of the Closet«, der am 29. Januar 1990 im *Time Magazine* erschien, heißt es: »Frustrated at the slow pace of gay civil rights legislation and what they consider governmental indifference to the AIDS epidemic, growing numbers of gay activists now claim a moral right to ›rip people out of the closet‹ – either to force them to help the movement or to nullify them as opponents« (Times Magazine, 29.01.1990). Kritiker verglichen die Taktik des Outings mit dem »lavender scare« der McCarthy-Ära, nur mit dem Unterschied, dass queere Menschen nun selbst zu Tätern wurden und in die Privatsphäre anderer eingriffen.

Besonders intensiv wurde die Outing-Debatte in dem schwul-lesbischen Magazin *OutWeek* geführt, deren Mitbegründer und Herausgeber Michelangelo Signorile war. Signorile, Journalist, Autor und Gay Rights-Aktivist aus New York, etablierte sich mit seiner Kolumne »Gossip Watch« als führende Stimme in der Outing-Debatte. Er prangerte die Doppelmoral der Medien im Umgang mit hetero- und homosexuellen Prominenten an und forderte einen offenen Umgang mit Homosexualität in der Berichterstattung. Das Outing nutzte er als Waffe gegen queere Prominente und Politiker, die aus Imagegründen ihre Sexualität verschwiegen und sich in der Öffentlichkeit homophob äußerten. In seiner Kolumne outete er u.a. den Stand-Up-Comedian Andrew Dice Clay, der in seinen Programmen herablassend über Frauen, Homosexuelle und AIDS-Erkrankte sprach. Kurz nach dem Tod des Medientycoons Malcom Forbes machte Signorile dessen Homosexualität in einer Cover Story öffentlich: »The Secret Gay Life of Malcom Forbes« (Signorile 1990). Der Fall Malcom Forbes war auch Gegenstand seines 1993 erschienenen Buchs *Queer in America: Sex, Media, and the Closets of Power*.

In Deutschland sorgte Rosa von Praunheim mit seinem Auftritt in der Abendsendung *Der heiße Stuhl* am 10. Dezember 1991 für einen Skandal. Er kritisierte, dass Prominente in Deutschland aus Karrieregründen ihre Homosexualität immer noch geheim hielten. Ohne vorherige Absprache oder Erlaubnis, outete er Hape Kerkeling und Alfred Biolek vor laufender Kamera als schwul. Die Tages- und Boulevardzeitungen überschlugen sich mit Schlagzeilen. Praunheims »Skandalauftritt« 1991 war der Beginn weiterer »Zwangsausings«. Nachdem Praunheim in der ARD-Sendung *Pro und Contra* behauptet hatte, Altkanzler Helmut Schmidt und Götz George seien bisexuell, zog Letzterer mit einer Unterlassungsklage erfolgreich vor Gericht (Münchner Abendzeitung, 29.02.1992).

Stärker in den USA als in Deutschland wurde die Strategie des Outings aus der Not heraus geboren: Frustriert von der homophoben und AIDS-feindlichen Politik der Reagan-Ära, nutzten ACT UP und Queer Nation das Outing konservativer Politiker als Waffe, um Druck auf Politik, Medien und Öffentlichkeit auszuüben.

Fazit: Die Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen

Kaum ein anderer Begriff ist mit queeren Biografien so eng verbunden wie das Coming-out. So präsent der Begriff in Medien und Öffentlichkeit ist, so wenig wissen wir über den Ursprung dieser Idee und Praxis. Wie dieser Beitrag gezeigt hat, reichen die Ursprünge des Coming-out auf die Prohibition-Ära zurück, in der New York und andere Großstädte von einem »Pansy craze« erfasst wurden (Chauncey 1994). In Anlehnung an die Tradition des Debütantinnenballs stand »coming out« für das Eintreten eines Neulings in eine queere Subkultur. Mit dem »coming out« war ein Initiationsritus verbunden: Auf sogenannten »Pansy Balls« feierten queere Männer ihr Debüt in Drag als »Pansy« oder »Sissi«.

Erst mit dem Aufkommen der modernen Homosexuellenbewegung in den 1970ern wurde das Coming-out politisiert und ging eine semantische Verbindung mit der Closet-Metapher ein. Nicht mehr das Eintreten in eine Subkultur, sondern das Heraustreten aus dem Versteck, das Sich-Zeigen und öffentliche Bekennen stand nun im Vordergrund. Das Coming-out wurde zur politischen Forderung und Strategie der Gay Liberation. Die öffentlichen Coming-outs von Lesben und Schwulen sollten Vorbilder schaffen, für eine Enttabuisierung und Sichtbarkeit queeren Lebens sorgen und weitere Aktivist*innen mobilisieren. Mitte der 1970er-Jahre fasste das Coming-out als Begriff und Konzept auch in Deutschland Fuß, zunächst innerhalb der LGBTQ Community und ab den 1980ern auch im Mainstream: Am 9. November 1989, dem Tag des Berliner Mauerfalls, feierte Heiner Carow die Premiere seines Filmdramas *Coming Out*, dem ersten und letzten Film seiner Art in der DDR.

Wer auf die queere Geschichte in der westlichen Welt blickt, ist im ersten Moment geneigt, diese als eine Fortschrittsgeschichte zu erzählen. Allein in Deutschland sind in den letzten Jahren Gesetze verabschiedet worden, die als ein Meilenstein in der Gleichberechtigung queerer Menschen angesehen werden können, etwa die 2017 beschlossene »Ehe für alle«. Dennoch greift eine lineare Emanzipationsgeschichte zu kurz, wie der Historiker Benno Gammerl zu Recht betont. Vielmehr plädiert Gammerl dafür, die queere Geschichte in Deutschland und anderen westlichen Ländern als eine spannungsreiche Gleichzeitigkeit von Emanzipation, Stigmatisierung und Normalisierung zu begreifen (vgl. Gammerl 2021/2023). Denn die Kämpfe für Emanzipation und Gleichberechtigung nach *Stonewall* führten nicht automatisch zur Überwindung von Stigmata und zur Normalisierung queerer Lebensformen. Im Gegenteil: Waren die 1970er-Jahre eine Zeit des schwul-lesbischen Aufbruchs in Westeuropa und den USA, in denen Emanzipationsbewegungen für sexuelle Vielfalt eintraten und Rosa von Praunheims Appell »Raus aus den Toiletten, rein in die Straßen!« zur kämpferischen Parole wurde, so führte die AIDS-Krise zu einer deutlichen Restigmatisierung von gleichgeschlechtlich begehrenden Män-

nern in den 1980ern. Abertausende sahen sich nun mit einem zweiten Coming-out konfrontiert: Die Diagnose HIV-positiv.

Dieses und andere Beispiele zeigen, dass sich queere Zeitverläufe mit einer Denkfigur beschreiben lassen, die der Philosoph Ernst Bloch zum Signum der Moderne erhob: die Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen.¹⁵ In den simultanen, miteinander verflochtenen Entwicklungslinien der queeren Zeitgeschichte nahm das Coming-out eine zentrale Rolle ein – mal als codierter Initiationsritus, mal als politischer Akt und letztlich als Metapher für die Selbstfindung und Selbstbehauptung queerer Menschen.

Verwendete Literatur

- Andersen, L. M. F. (2013), *The Politics of Prohibition. American Governance and the Prohibition Party, 1869–1933*, Cambridge: Cambridge University Press.
- Armstrong, E. A. und Crag, S. (2006), ›Movements and Memory: The Making of the Stonewall Myth‹, in: *American Sociological Review* 71(5), S. 724–751.
- Bisky, J. (2004), *Geboren am 13. August. Der Sozialismus und ich*, Berlin: Rowohlt.
- Bobker, D. (2015), ›Coming Out. Closet Rhetoric and Media Publics‹, in: *History of the Present* 5 (1), S. 31–64.
- Brodersen, F. und Oldemeier, K. (2017), ›Coming-out‹. in: *Gender Glossar/Gender Glossary*, <http://gender-glossar.de> (letzter Zugriff: 03.04.2025).
- Butler, J. (1993), ›Imitation and Gender Insubordination‹, in: Abelson H. und Michele A. B., David M. H. (Hg.), *Lesbian and Gay Studies Reader*, New York: Routledge, S. 307–320.
- Carter, D. (2005), *Stonewall. The Riots That Sparked the Gay Revolution*, New York: St. Martin's Press.
- Chauncey, G. (1994), *Gay New York. Gender, Urban Culture, and the Making of the Gay Male World, 1890–1940*, New York: Basic Books.
- D'Emilio, J. (1983), *Sexual Politics, Sexual Communities. The Making of a Homosexual Minority in the United States, 1940–1970*, Chicago: University of Chicago Press.
- Dannecker, M. und R. Reiche (1974a), *Der gewöhnliche Homosexuelle. Eine soziologische Untersuchung über männliche Homosexuelle in der Bundesrepublik*, Frankfurt a.M.: Fischer.
- Dannecker, M. und Reiche R. (1974b), ›Die kollektive Neurose der Homosexuellen‹, in: *Leviathan* 2 (1), S. 61–79.

15 Ernst Bloch versuchte mit der Denkfigur der Ungleichzeitigkeit den Aufstieg des Faschismus zu erklären und verwies damit auf das spannungsreiche Nebeneinander von gesellschaftlicher Modernisierung und traditionellen Denkformen, von Fortschritt und Rückständigkeit in der Moderne.

- Delany, S. R. (2000), *Shorter Views. Queer Thoughts and the Politics of the Paraliterary*, Middletown: Wesleyan University Press.
- Dennert, G. und Leidinger, C., Rauchut, F. (Hg.) (2007), *In Bewegung bleiben. 100 Jahre Politik, Kultur und Geschichte von Lesben*, Berlin: Querverlag.
- Eaklor, V. L. (2011), *Queer America. A GLBT History of the 20th Century*, Westport (Connecticut)/London: Greenwood Press.
- Eckert, N. (2021), *Wie alle, nur anders. Ein transsexuelles Leben in Berlin*, München: C.H. Beck.
- Faderman, L. (1991), *Odd Girls and Twilight Lovers. A History of Lesbian Life in 20th-Century America*, New York: Columbia University Press.
- Frackman, K. (2022), *Coming Out*, Rochester: Boydell & Brewer.
- Gagnon, J. und William, S. S. (1973), *Sexual Conduct. The Social Sources of Human Sexuality*, Chicago: Aldine.
- Gallo, M. M. (2007), *Different Daughters. A History of the Daughters of Bilitis and the Rise of the Lesbian Rights Movement*, Boston: Da Capo Press.
- Gammerl, B. (2021), *Anders fühlen. Schwules und lesbisches Leben in der Bundesrepublik. Eine Emotionsgeschichte*, München: Hanser.
- Gammerl, B. (2023), *Queer. Eine deutsche Geschichte vom Kaiserreich bis heute*, München: Hanser.
- Gianoulis, T. (2005), Art. ›RuPaul (RuPaul Andre Charles)‹, in: Summers, C. J. (Hg.), *The Queer Encyclopedia of Film & Television*, San Francisco: Cleis Press, S. 247–248.
- Gosse, V. (2005), *Rethinking the New Left. An Interpretative History*, London: Palgrave Macmillan.
- Griffiths, C. (2021), *The Ambivalence of Gay Liberation. Male Homosexual Politics in West-Germany*, Oxford: Oxford University Press.
- Gross, L. (1993), *Contested Closets. The Politics and Ethics of Outing*, Minneapolis/London: University of Minnesota Press.
- Grossmann, T. (1980), *Schwul – na und?*, Hamburg: Rowohlt.
- Hellinger, M. (1930), ›People I've met‹, in: New York Daily Mirror.
- Henry III, W. A. (1990), ›Ethics: Forcing Gays out of the Closets. Homosexual Leaders seek to expose foes out of the Movement‹, in: *Time Magazine* (29.01.1990), <https://content.time.com/time/subscriber/article/0,33009,969264-1,00.html> (letzter Zugriff: 25.04.2025).
- Henze, P. (2019), *Schwule Emanzipation und ihre Konflikte. Zur westdeutschen Schwulenebewegung der 1970er Jahre*, Berlin: Querverlag.
- Januschke, E. und Klöppel, U. (2021), ›ACT UP-Kirchenprotest in Deutschland als translokale AIDS-aktivistische Praxis‹, in: *Hamburger Journal für Kulturanthropologie* 13, S. 651–660.
- Johnson, D. K. (2004), *The Lavender Scare. The Cold War Persecution of Gays and Lesbians in the Federal Government*, Chicago/London: University of Chicago Press.

- Johansson, W. und W. A. P. (1994), *Outing. Shattering the Conspiracy of Silence*, New York/London/Norwood: The Haworth Press.
- Leber, C. (2027), *Die Erfindung des Coming-out. Eine Spurensuche*, Berlin: Querverlag (in Vorbereitung).
- Long, M. G. (2014), *Gay Is Good: The Life and Letters of Gay Rights Pioneer Franklin Kameny*, New York: Syracuse University Press.
- Mauch, C. (2008), *Die 101 wichtigsten Fragen – Amerikanische Geschichte*, München: C.H. Beck.
- o.A. (1931), »31 Debutantes Bow at Local »Pansy« Ball: Neuter Gender Frolic in Stunning Women's Gowns«, in: *The Baltimore Afro-American* (21.03.1931).
- o.A. (1938), »Die Debütantin«, in: *Tremonia. Central-Blatt für den Kreis Arnsberg* (22.06.1938).
- o.A. (1970), »Thousands of Homosexuals Hold a Protest Rally«, in: *New York Times* (29.06.1970).
- o.A. (1979), »Homosexuelle: Wind in Tantenwohnungen«, in: *Der Spiegel* (29.04.1979).
- Paul, B. und Seier, A. (2024), »Betroffenheit verteidigen. (Selbst-) Politisierung in Kunst und audiovisueller Kultur«, in: dies. (Hg.), *Betroffenheit. Praktiken der (Selbst-)Politisierung in Kunst und audiovisueller Kultur*, Berlin: Neofelis, S. 7–33.
- Peretti, B. W. (2007), *Nightclub City. Politics and Amusement in Manhattan*, Philadelphia: University of Pennsylvania Press.
- Roxborough, S. (2021), 185 LGBTQ German Actors Stage Mass Coming Out, Call for more Onscreen Diversity, in: *Hollywood Reporter* (05.02.2021), <https://www.hollywoodreporter.com/lifestyle/lifestyle-news/lgbtq-german-actors-come-out-4128481/> (letzter Zugriff: 19.04.2025).
- Saguy, A. C. (2020), *Come Out, Come Out, Whoever You Are*, Oxford: Oxford University Press.
- Schomers, B. (2018), *Coming-out – Queere Identitäten zwischen Diskriminierung und Emanzipation*, Opladen, Berlin, Toronto: Budrich University Press.
- Schrödl, J. (2022), »Zerren wir weiter an diesem Leichentuch des Patriachats und entdecken wir Stück für Stück unsere wahre Geschichte«. Lesbentheater in der Bundesrepublik Ende der 1970er Jahre«, in: Schrödl, J. und Wittrock, E. (Hg.), *Theater in queerem Alltag und Aktivismus der 1970er und 1980er Jahre*, Berlin: Neofelis, S. 33–59.
- Sedgwick, E. K. (1990), *Epistemology of the Closet*, Berkeley: University of California Press.
- Siems, M. (1980), *Coming Out. Hilfen zur homosexuellen Emanzipation*, Hamburg: Rowohlt.
- Signorile, M. (1990), »The Secret Gay Life of Malcom Forbes«, in: *OutWeek* 38 (30.03.1990).
- Stein, M. (2012), *Rethinking the Gay and Lesbian Movement*, London: Routledge.

- Stryker, S. (2017), *Transgender History. The Roots of Today's Revolution*, 2. Aufl. Berkeley.
- Wetzell, R. F. (2021), »Rosa von Praunheim, Martin Dannecker und das Verhältnis der westdeutschen Schwulenbewegung zur homosexuellen Subkultur, 1971–1986. Von *Nicht der Homosexuelle ist pervers...* zum Streit in der AIDS-Krise«, in: *Inver-tito. Jahrbuch für die Geschichte der Homosexualitäten* 23, S. 95–135.
- Woltersdorff, V. (2006), *Coming Out. Die Inszenierung schwuler Identitäten zwischen Auf-lehnung und Anpassung*, Frankfurt a.M./New York: Campus.